

**Eine Untersuchung der Ursachen  
für das Stehenbleiben der  
Atayalenkultur.**

Von

Dr. O. Wiedfeldt.



TOKYO

1917



Zu beziehen durch:

**DIE DEUTSCHE GESELLSCHAFT  
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS**  
18 Hirakawacho 5-chome, Kojimachi, Tokyo

sowie

Die Verlagsbuchhandlung Behrend & Co.  
Berlin W 9, Linkstrasse 23/24

## INHALT

---

I. Mehrhundertjähriges Beharren der Atayalenkultur... ..	Seite. 5
II. Fähigkeit der Atayalen für Kulturfortschritte... ..	7
1. Körperliche Gesundheit... ..	7
2. Moralische Kräfte ... ..	8
3. Verstandesanlagen ... ..	10
4. Phantasiefähigkeiten ... ..	13
III. Mangel an Volkszunahme und innerem Druck für Kulturfortschritte	17
IV. Hemmende Umstände für Kulturfortschritte bei den Atayalen ...	19
1. Innere Hemmungen aus der Atayalenkultur ... ..	19
2. Äussere Hemmungen aus der Umgebung ... ..	22
V. Mangel an Berührung mit fremden Kulturen... ..	23
VI. Ergebnis der Untersuchung... ..	26

Chinesen, Weisse und Japaner pflegen in seltener Einheligkeit die ursprünglichen Bewohner Formosas als Wilde, und die nördlichen Stämme der Atayalen sogar als wild savages, wilde Wilde, zu bezeichnen, wozu dann die eigene Zivilisiertheit das helle Gegenbild darstellt. Diese übliche Bezeichnung, für die sich in der Schädeljagd der Atayalen die einzige, auch nur scheinbare Stütze auffinden liesse, geht völlig quer, man müsste denn in Äusserlichkeiten der Lebensweise oder Waffentechnik den entscheidenden Umstand sehen oder gar seine eigenen Verhältnisse aus Unkenntnis fremder oder aus sonstiger Beengtheit für allein kultiviert halten. Bei genauerem Hinsehen handelt es sich garnicht um den Gegensatz zwischen Kultur und Unkultur oder Wildheit, sondern um einen Gradunterschied zwischen enger und weiter Kultur. In der Untersuchung über „wirtschaftliche, rechtliche und soziale Grundtatsachen und Grundformen der Atayalen auf Formosa,“ die in diesen Mitteilungen Band XV, Teil C veröffentlicht ist, habe ich durch eingehende Beschreibung des Lebens und Treibens der Atayalenstämme von ihrer Ernährungsweise bis zur Stammesbetätigung hin darzulegen versucht, dass die Atayalen eine wenig entwickelte, aber in sich wohl gefügte Kultur besitzen. Ein unmittelbarer Nachweis hierfür ist dort ferner dadurch erbracht worden, dass sich die einzelnen Züge jener Schilderung zu geschlossenen Bildern des Wirtschaftslebens, des Rechtslebens und des Soziallebens der Atayalen vereinigen liessen, und dass sich hierbei herausstellte, wie die wichtigsten Grundformen menschlichen Zusammenlebens und aller Kultur den Atayalen geläufig sind.

Lebensweise, Anschauungen und Bräuche der Atayalen stimmen mit den äusseren Verhältnissen ihrer Umgebung gut zusammen und können, da diese seit langem unverändert sind, seit geraumer Zeit in den gegenwärtigen, gering entwickelten Formen bestehen. Dass sie wenigstens drei Jahrhunderte so bestanden haben, wird dadurch wahrscheinlich, dass die Atayalenstämme trotz dieser langen Berührung mit der chinesischen Kultur, die alle Völker Ostasiens zeitweise oder dauernd in ihren Bann gezogen hat, sich unabhängig und fast unbeeinflusst von ihr gehalten haben. Dies wäre kaum möglich gewesen, wenn ihre eigene Kultur nicht schon bei Beginn jener Berührungszeit so eingewurzelt und in sich gefestigt gewesen wäre, dass sie wohl einzelne Äusserlichkeiten, wie Feuermachen mit Stahl, Metallmesser und

Metallspitzen übernommen hat, in ihrem Kern aber bis 1 unverändert und sozusagen unchinesisch geblieben ist, wäl alle übrigen formosanischen Völkernschaften mehr oder m chinesisch geworden sind. Diese Vermutung von einem betr lichen Alter der gegenwärtigen Atayalenkultur lässt sich c unmittelbare Beweise stützen. Auf die eigene Aussage Atayalen, wonach ihre Ahnen schon in derselben Weise g haben, ist vielleicht kein grosses Gewicht zu legen, obscho schriftlosen Stämmen das sonst wenig belastete Gedächtnis nerungen zäh festhält und mündliche Überlieferungen verläss gestaltet, als wir in unserem Urkundenzutrauen annehmen, ob doch die pseudo-isidorischen sicher nicht die einzigen gefäls on en Urkunden sind. In ihren geschichtlichen Überlieferungen nd Sippensagen von berühmten Vorfahren finden sich dieselben Le is- en, verhältnisse und Bräuche, die heute obwalten, wie Tätow en, Schädeljagd, Brautpreis, oder Sippensolidarität. Ihre Sippen nd Stammesfeste hängen mit dem Hirsebau zusammen, der wie te wie vor Zeiten die Hauptnahrung liefert, und spielen s in festen Formen ab, „wie unsere Vorfahren in diesem Lande i er the gefeiert haben“. Endlich giebt es noch eine sehr ausführ the ten Aufzeichnung, die von chinesischen Beamten Ende des ie- er und im 18ten Jahrhundert unter dem Tai-wan-fu-chi er- ise dergeschrieben ist.\* Herr Professor Florenz-Tokyo hat mi sie sichert, dass in den von ihm durchgesehenen Bänden Leben sie und Bräuche der Atayalen ähnlich beschrieben sind, wie i hr- hr 200 Jahre später beobachtet habe. Sind sie sonach zwei ere hunderte unverändert geblieben, so können sie auch mehrere die Gründe wahrscheinlich machen. Auf welche Zeiten etw zen Entwicklung und das Erstarren der Atayalenkultur anzu sen sind, vermag ich aus Mangel an ethnologischen Kenn ng nicht zu bestimmen. Für das Ziel dieser meiner Unterst hon genügt aber jene Wahrscheinlichkeit, dass diese Kultur, die ten eine gewisse Entfaltung erreicht hat, seit mehreren Jahrhur ten auf demselben Stande verblieben ist. Dabei ist sie nich twa dig. In ihr fühlen sich die Atayalen durchaus wohl ur ven- sind anscheinend zufriedener, als wir in unserer schnell fortschrei en,

\* Vergl. u. a. K. Florenz: Formosanische Volkslieder. M. d. d. G. f. O. Bd. VII. S. 110 Anm.

Kultur, sodass unsere oder genauer die japanische Zivilisation ihrem Lebensglück nichts hinzufügen wohl aber manches abneh- men kann. Unter den vielen befragten Atayalen habe ich nicht einen Horazischen laudator temporis acti noch einen Schillerschen Träumer von künftigen besseren Tagen gefunden, sondern sie folgten sämtlich dem Byronschen Ausnahmesänger: he praised the present, das gleichzeitig für ihre Erinnerung das past und für ihre Hoffnung das future ist. Auch dem nüchternen fremden Beobachter zeigt ihre Kultur keine Spuren von Altersschwäche oder Verfall. Das wird jeder zugeben, der meine Unter- suchung in Teil C dieser Mitteilungen daraufhin kritisch durch- gesehen hat. Diese Kultur strotzt von lebensvoller Gesundheit und enthält auf wirtschaftlichem, rechtlichem, sozialem und geistigem Gebiet triebkräftige Keime genug, aus denen wie bei anderen Völkern eine weitere Entwicklung und reichere Verzweigung wohl hätte erwachsen können. Es ist aber wider Erwarten nichts erwachsen und nichts eingegangen, sondern alles ist stehen geblieben, wie die verzauberte Welt Dornröschens im deutschen Märchen. Nur ist die erstarrte Atayalenkultur kein Kindermärchen, sondern greif- bare Wirklichkeit. Daher müssen sich bestimmte Ursachen auffinden lassen, die diese sonderbare Gestaltung einer lebenskräf- tigen Kultur in Jahrhunderte langer Beharrung bewirkt haben.

Die nächstliegende Vermutung, dass die menschlichen Träger dieser Kultur müde und schwächlich geworden seien, wird jeder ablehnen, der selbst Atayalen beobachtet und unter ihnen einige Zeit zugebracht hat. Sie sind mittelgross, schlank und gutgewach- sen, obschon ein Künstlerrauge ihre dünnen Arme und etwas langen Beine bemängeln würde. Sie haben geschmeidige aber nicht sehr kräftige Körper. Ob sie langdauernde körperliche Anstrengung gut durchhalten würden, ist mangels Erfahrung nicht zu entscheiden, aber zu vermuten, da sie im Lastentragen wie im Laufen auf schwierigen Gebirgspfaden Beträchtliches leisten. Ausdauer und Schnellfüssigkeit gehören zu den Tugenden des Atayalenjünglings, die man im Lied preist. Gesicht und Gehör sind scharf; aus der verschiedenartigen Bewegung der Blätter an mehreren Baumzweigen erkannten meine Atayalen- begleiter sicher, ob sich dort jemand verbarg und ob es Affe oder Mensch war, und hatten ihre helle Freude daran, mir hierin weit überlegen zu sein. Durch den Jagdsport und die Schädeljagd sind sie in körperlichen Anstrengungen geübt und besitzen Gewandtheit, worin ihnen ihre Weiber kaum nachstehen, die mehr

an regelmässige Tätigkeit beim Weben und Pflanzen gewöhnt sind. Sie gebären Kinder ohne Mühe und fremde Hilfe und gehen schon am folgenden Tage wieder ihrer Beschäftigung nach. Sie nähren ausnahmslos ihre Kleinen jahrelang zur Geburt des nächsten. Männer wie Weiber leben naturgemässer gesunder Weise und kennen keine körperlichen Ausschweifungen. Dessenungeachtet sind ihre Gesundheitsverhältnisse nicht die besten; ich habe nur sehr wenige Leute gesehen, weil die meisten früher an Krankheiten sterben oder sich selbst töten. Alles in allem sind Männer und Weiber körperlich recht leistungsfähig und in keiner Beziehung entartet wie es die Ainos in Nordjapan sind, die an Syphilis, Alkohol und Inzucht schnell dahinschmelzen, zumal kräftige Ainowen von Japanern gern zu Nebenfrauen genommen werden. Bei den Atayalen soll bisher Syphilis unbekannt sein. Hirsewein oder Reisschnaps trinken sie nur bei seltenen Gelegenheiten, und auch unter den Grenzstämmen haben Sake und Whisky, die sie je von den Japanern erhalten, bei der kurzen Zeit noch keine schädliche Wirkung gezeigt. Endlich befolgen sie natürliche Wege zur Kräftigerhaltung ihrer Rasse, sie unterlassen Verwahrlosungen gänzlich, sie töten gebrechliche oder kranke Kinder, lösen kinderlose Ehen, sie lassen nur solche jungen Leute heiraten, die sich für die Leistung der wichtigsten Lebenspflichten fähig erwiesen haben.

Fast ebenso günstig steht es bei den Atayalen mit den moralischen Kräften, die für Ausbau und Erbreiterung einer Kultur erforderlich sind. Rechtsverletzungen, die freilich über nur das strafrechtlich geschützte Mindestmass der allgemeinen Moral betreffen, sind bei ihnen selten. In einem Stamme von 3000 Menschen sollen in zwei Jahren z. B. nur drei Diebstähle vorkommen, obschon buchstäblich nichts verschlossen ist und nicht verschlossen werden kann. Besonderen Wert legen sie auf die Pflege der Familie, dieser Keimzelle gesunder Kultur. Sie haben daher die Ehe mit eingehenden Rechtsbräuchen umgeben und sind auch in Äusserlichkeiten, dem Schlafenlassen erwachsener Kinder in dem Nebenhütte statt in der Eltern Hütte, für die Reinhaltung des Familienlebens besorgt. Fremd gehen, wie man im Rheinland es tut, ist sehr selten bei verheirateten Atayalen, die in strenger Einehe leben und auf japanische wie chinesische erbitterte Feindschaft verächtlich blicken. Die Eltern werden von den Kindern ge-

tet, deren Gehorsam bis zur Heirat selbstverständlich ist. Nachher bindet Eltern und Kinder kein besonderes Band, als die Sippengemeinschaft, wie überhaupt alle verwandtschaftlichen Gefühle und dementsprechend auch die Worte für Enkel, Schwager, Neffe fehlen sollen. Dagegen ist Treue bei ihnen als eheliche Treue und Sippentreue, ja Sippensolidarität stark entwickelt und auch als Stammstreue ausreichend vorhanden. Für Gerechtigkeit haben sie unbewusst ein feines Gefühl und dies besonders in der Ausbildung ihrer mannigfachen Strafrechtsbräuche betätigt. Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit sind nach einstimmigem Urteil aller Japaner bei den Atayalen sehr ausgeprägt. Dass ein Atayale eingegangene Versprechungen nicht gehalten oder wissentlich falsche Angaben gemacht hätte, soll kaum vorgekommen sein. Damit ist aber eine wichtige Voraussetzung für Kulturfortschritte gegeben. Denn wer nicht Wahres von Falschem oder Sicheres von Schwankendem zu unterscheiden vermag oder pflegt, kann die Grenzen der überlieferten Kultur nicht erweitern. Richtige Fragestellung, die nur aus wahrheitsgemässer Erkenntnis und Klarstellung des Vorhandenen geboren wird, ist oft nicht weniger schwierig, wie die Lösung des Problems; ohne Wahrheitssinn gelingt keins von beiden. Wie weit die Atayalen Freiheitsliebe haben, ist mir fraglich, so sehr man gewohnt ist, sie bei „Wilden“ als selbstverständlich vorzusetzen. Trotz aller Bemühungen nach dieser Richtung hin kann ich nur sagen, sie hassen die Aiyulinie und sie hassen die Fremden, weil sie dadurch in ihrer Jagdungebundenheit beschränkt werden. Aber ein wirkliches Bewusstsein von der Freiheit ihres Lebens und eine daraus quellende Leidenschaft, sich gegen politische Unterjochung bis auf das letzte zu wehren, geht ihnen ab. Fleiss ist bei den Weibern mehr vorhanden, als bei den Männern, aber auch bei diesen genug, um ernsthafte Anstrengung nach bestimmten Zielen zu ermöglichen und den Schweiß aufzubringen, der vor die Tugend, aber ebenso vor jeden Fortschritt als Bedingung gesetzt ist. Tapferkeit gilt den Atayalen zwar als Tugend, aber wie die Griechen dem Achilleus nur wenige Gesänge, dem listenreichen Odysseus jedoch fast die ganze Odyssee und noch manche Gesänge der Ilias widmen, so gilt auch den Atayalen List als das Wertvollere. Bei der Schädeljagd wie im Kriege ist weniger der offene Kampf mit dem Gegner, als seine Überlistung und Überraschung das Ziel. Selbst im letzten Kriege, wo es um die Hineinzwängung des Stammes in die Aiyulinie ging, ist angeblich

heldenhafter Mut Einzelner kaum hervorgetreten, wenn auch  
Gesamtheit tapfer widerstanden hat. Wenn meine und me  
Gewährsmänner Beobachtung richtig ist, was freilich ei  
Japaner bestreiten, so würde ein Mangel an Mut und Tatkr  
beim Einzelnen und damit kein geringes Hindernis für Kul  
fortschritte vorliegen. Denn jeder Schritt nach Neuland s  
bei dem Auffinder nicht bloß geistige Aufraffungskraft vor  
um sich mit tatkräftigem Ruck vom Hergebrachten zu lö  
sondern auch ausdauernden Mut, um ihn gegen Stumpfsinn  
Böswilligkeit durchzuhalten. Manche Auffindung der Mensch  
wird durch die Ochsen niedergebrüllt sein, die nach Bürg  
Stachelverschen seit Pythagoras Hekatombenopfer jeden F  
schritt fürchten, und noch manche wäre niedergeschrien, to  
schwiegen worden, wenn nicht tatkräftiger Mut sie hochgeha  
und durchgezwungen hätte. Aber es mag sein, dass auch u  
den Atayalen einige den entsprechenden Mut aufbringen könnt  
„wenn sie wirklich wild werden,“ versicherte mir ein japanis  
Polizeikommissar, der seit 13 Jahren in den Grenzlanden  
ihnen umgeht, „fürchten sie sich vor garnichts.“ Diese güns  
moralische Veranlagung ruht auf dem Grunde einer heiteren Gesa  
auffassung der Lebens und einer natürlichen Fröhlichkeit, die  
Fortschritte förderlich ist. Wer schaffen will, muss fröh  
sein, sagt Fontane.

Mit grösserer Sicherheit sind die Verstandeskkräfte der gewe  
aussehenden Atayalen zu beurteilen. Von den verstandesmäss  
Grundanschauungen sind ihnen Raumvorstellung und Raumr  
sung geläufig. Als Längenmasse, die sie beim Hausbau und b  
Weben benötigen, dienen ihnen die naturgegebenen Spanne,  
und Armbreite beider ausgestreckten Arme. Flächen- und  
wichtsmass sind unbekannt; sie sprechen zwar von einem gro  
Feld oder einer schweren Antilope, aber sie können ni  
genauerer darüber angeben. Als Hohlmasse benutzen sie  
Männerkappe, wenn zB. ein Nachbar dem andern mit e  
Mütze voll Hirse oder Salz aushilft. Für Pulver sollen  
neuerdings spannlange Bambusstücke gebrauchen. Auch  
Zeitvorstellung ist den Atayalen, meiner Ansicht nach, n  
fremd, wenn ihnen auch Zeitmasse fehlen. Weder für Mo  
noch für Tag haben sie Wort oder Vorstellung. Sie haben nu  
heisse Zeit und für kühle Zeit zwei Bezeichnungen, ebenso ha  
einzelne Stämme Worte für Sonnenanfang, Sonnenhöhe  
Sonnenende, aber nach meinen Auskünften nicht für Mitterna

Für die praktischen Bedürfnisse behelfen sie sich mit anderen  
Mitteln. Wie lange man ein Feld bepflanzen kann, ergibt sich  
nach der Zahl der herausgeholtten Ernten. Da niemand sein  
Alter weiss, wird Ehemündigkeit durch Tätowieren kenntlich  
gemacht. Aber auf meine Frage, ob man nach der Zahl der  
Ernten, die jährlich nur einmal sind, das Alter angeben könnte,  
wurde mir trotz aller Bemühungen der Dolmetscher nur immer  
die Antwort, dass man auf einem Felde nur dreimal ernten könne,  
und dass ihre Leute viel mehr Ernten erlebten. Bei Berufung  
ihrer Sippen- und Stammesversammlungen sowie bei Abreden mit  
Japanern wird der Tag nach der Zahl der bis dahin üblichen  
Schlafenszeiten bestimmt und durch die Knoten eines Bambus-  
stabes oder von den Japanern durch die Knoten in einem mit-  
gegebenen Strick festgelegt. Nach Aussagen der Japaner ist  
nicht selten ein Atayale einen Tag zu früh erschienen, weil er  
zB auf Jagd an einem Tag zweimal geschlafen und daher zwei  
Knoten entfernt hatte. Erntezeit ist ohne Schwierigkeit am Reifen  
der Frucht erkennbar. Die Pflanzzeit der Hirse bestimmt sich  
danach, wenn der Formosa-Ahorn junge, rote Sprossen treibt,  
der unter allen Laubbäumen dieses Gebietes allein seine Blätter  
auf einmal verlieren soll. Reis wird gepflanzt, wenn der tse-tung-  
non, ein mittelgrosser Baum, sich mit hellweissen Blüten schmückt.  
Besser entwickelt, als die Zeitmasse, ist das Zahlenverständnis  
der Atayalen. Die meisten können freilich nur bis drei oder fünf  
zählen und kommen damit in ihren Verhältnissen auch aus. Wer  
bis dreissig sicher zählen kann, gilt als klug, und bis hundert  
können bei den Grenzstämmen nur wenige zählen. Dass im Innern  
ein gescheuter Atayale bis tausend zählen könne, wurde von  
einigen Japanern behauptet, von den meisten aber als leere Sage  
bestritten. Die meisten Stämme sollen nur Zahlbezeichnungen  
bis zur fünf haben, und dann weiter zählen fünfeins, fünfzwei,  
fünfdrei, fünfvier; für zehn besitzen sie wieder ein besonderes  
Wort, ebenso für zwanzig und dreissig. Einige Stämme sollen  
mehr Zahlworte kennen, aber sie scheinen ihnen erst jüngst durch  
chinesische oder japanische Dolmetscher beigebracht zu sein.  
Die meisten Sippenhäupter können in dieser Weise bis zwanzig  
oder dreissig zählen, sonst ziehen sie einen klugen Mann zu  
Hilfe, wenn zwischen ihnen Bussen zu leisten sind. Sie sind  
auch als Zähler bei Entrichtung von Brautpreisen oder Kinder-  
abfindungen tätig, wobei sie zB. 25 rokoschkaha oder 250 Yen  
in der Weise zählen, dass sie 20 rokosch-kaha, Röcke mit edlen

Stoffen, und 10 bintoan, Bruststücke mit edlen Stoffen, hink lassen. Vermutlich wird die Zahlung gleich in dieser W verabredet, und die Zusammenziehung auf einen Nenner gesch nur durch den Dolmetscher. Bei Stämmen, die seit Jahren nerhalb der Aiyulinie leben und japanisches Geld nehmen, kaufen Familien ein rokosch-kaha zusammen mit ihrem Gev daran nur für 13 oder 15 Yen, weil sie nach ihrer Weise  $13=1$  Rokosch-kaha + 1 binrai, oder  $15=1$  rokosch-kaha bintoan aber nicht 11, 12 oder 14 Yen sich vorstellen können.

An Kenntnissen, die irgendwie gedanklich miteinander knüpft oder auch nur in lose Verbindung gebracht wären, t es den Atayalen. Sie haben es noch nicht bis zu Schriftzeic oder selbst nur bestimmten Marken gebracht. Bei ei Grenzstämme, wo die japanischen Wachmannschaften zur Zeit füllung Atayalenkinder in der schwarzen Kunst unterweisen, es das grösste Erstaunen erregt haben, als mehrere Kinder o selben Zettel mit chinesischen Zeichen in derselben Weise atayalisch lasen. Sogar eine rohe Sternkunde, die bei manc Völkern den Anfang geordneten Nachdenkens gebildet hat, ist Atayalen fremd, sie wissen nichts vom Mond und seinem Wech sie haben für kein Sternbild einen Namen, so wunderbar näch ihr Himmel mit Sternen besät ist. Die einzige Himmelsersch ung, die sie kennen und mit Vorstellungen umwoben haben, der Regenbogen, der ihnen wie eine Brücke für ihre Toten Insel mit dem grossen Land zu verbinden scheint. Trotz sind sie keineswegs dumm oder geistesträge. Dass es ih nicht an Verstandesanlagen sondern an deren Ausbildung fe wurde mir in der genannten „Wildenschule“ augenfällig, wo kleinen Atayalen im Kopfe, wie mit arabischen Zahlzeichen der Tafel im Zahlenkreis bis 1000 rechneten und für ih bekannte Dinge ein gutes Auffassungsvermögen bekundeten, ihnen der Polizist auf meine Bitte ein Kampferofenbild erklärte

Die Atayalen sind gescheut und wissen mit Überlegung l Berechnung zu handeln in allem, was ihre nächsten Lebenszwe > angeht. Bei den Grenzstämmen haben sie schnell das Hanc t gelernt und verstehen geschickt und zäh ihren Vorteil wa - zunehmen, die Weiber im Tauschgeschäft mit den japanisc t Händlern, die Männer im politischen Geschäft mit den japanisc t Behörden. In den Kämpfen ist es ihnen immer wieder gelung , durch listige Anschläge japanische Truppen zu überrasch , sodass sich das anerkannt tüchtige japanische Militär t

diesen Kämpfen als wenig brauchbar erwiesen hat und durch zahlreiche Polizeimannschaften ersetzt ist, die jahrelang dort leben und sich weniger leicht überlisten lassen. Nachdem jahrelang viele Atayalen durch Berührung der mit 2000 Volt geladenen Drähte an der Aiyulinie getötet waren, haben sie nun herausgefunden, dass sie mit leeren Sakeflaschen, die sie auf einen Bambusstab stecken, die Drähte soweit auseinander biegen können, um ohne Schaden durchschlüpfen können. Über die nächsten Notwendigkeiten an weitere Ziele zu denken und demgemäss vorzusorgen scheint den meisten Atayalen zu schwer zu sein, sie sammeln trotz gelegentlicher Missernten keine Vorräte, sie halten weder Schonzeit noch schonen sie junge Tiere auf der Jagd. Einzelne freilich vermögen weiter zu denken. So sind einige Stammeshäuptlinge seit Jahren darüber klar und nun bemüht, den übrigen Häuptlingen begreiflich zu machen, dass die Einzelkämpfe der verschiedenen Stämme gegen die Japaner nutzloses Verbluten bedeuten und dass allein von gemeinsamem Vorgehen aller Stämme etwas zu erhoffen ist. Dass sie hiermit nur geringe Erfolge erreicht haben, liegt grossenteils an der Schwierigkeit, neuen Gedanken in den Hirnen der Atayalen Eingang zu verschaffen, die nicht dem Kopf folgen sondern den Schädel schätzen. Ihre Verstandeskräfte sind in der Anlage nicht schlecht, aber unausgebildet und mangels Übung schwerbeweglich, wie ihr Geist nur auf nächste Dinge eingestellt ist. Einzelne wissen dagegen mit den vorhandenen begrenzten Vorstellungen und Denkmitteln umzugehen und sie so geschickt zu handhaben, dass sie alle vorkommenden Aufgaben irgendwie damit lösen. Sie verstehen scharf zu beobachten und oft langsam aber richtig daraus zu folgern, sowie aus den Wirkungen durch Probieren und Nachdenken die Ursachen zu erschliessen, und dementsprechend ihr Verhalten einzurichten. Verstandesmässig sind also die Atayalenstämme in ihren Führern befähigt, Fortschritte zu Wege zu bringen und dadurch auch insgesamt zu einer höheren Kulturstufe aufzusteigen.

Wichtiger fast als der Verstand ist für dies Aufsteigen die Phantasie, die sich an vielem versucht und schliesslich doch etwas auffindet, das dem nachprüfenden Verstand Stich hält. Wie weit die Atayalen hierüber verfügen, lässt sich aus ihren Leistungen auf solchen Gebieten erschliessen, auf denen sich die Phantasie am freiesten zu ergen pflegt: in künstlerischen Gebilden und religiösen Vorstellungen. Von der einfachsten Kunstbetätig-

ung, dem Tanz, kennen die Atayalen den Reigentanz, Männer und Weiber an den Händen gefasst nach Art deutscher Kinderreigen mehr schreitend als hüpfend tanzen. Pantomimische Tänze fehlen, ebenso abweichende rhythmische Bewegungen einzelner Tänzer, wie sie zwar nicht in unseren Ballsälen, aber unseren Dorftänzen im Schwange sind. Zu manchen Reigen vorgesungen. Auch sonst singen junge Leute im Busch sitzend Lieder mit einfachen Tonschwankungen, die man wohl als Melodien ansprechen kann. Als Begleitung oder richtiger als Vorspiel oder Nachspiel blasen sie auf einem kleinen Bambusrohr, doch genannt. Durch Hineinblasen und gleichzeitiges Ziehen an einem Faden wird eine Holzzunge in Schwingungen versetzt und leise Äolsharfen-ähnliche Töne erzeugt. Andere Musikinstrumente haben sie nicht, auch nicht beim Kampfe, wo sie dem Überraschungszweck nur hinderlich wären. Ihre Dichtkunst beschränkt sich auf kleine Liedchen, von denen die rührende Klage eines Wittwens auf Seite 19 Band XV Teil C dieser Mitteilungen ein Beispiel bietet. Unter den von Professor Florenz-Yokohama übersetzten und in Band VII dieser Mitteilungen gedruckten Liedern sind einige ganz ansprechende, aber ihre Gegenstände sind ja Geschlechtsliebe, Feste, Arbeit, Lobpreis der Ahnen, also allgemeinen nächstliegende Dinge ohne Aufschwung zu allgemeinen und umfassenderen Vorstellungen. Die Hütten der Atayalen sind Nutzbauten ohne künstlerische Absicht, wird doch eine gewöhnliche wie die andere hergestellt. Tempel oder öffentliche Hallen haben sie nicht. Bilderei ist ihnen unbekannt, sie haben keine Figuren aus Holz oder Ton. Im Unterschied von anderen formosanischen Völkern verziern sie ihre Waffen und Geräte nicht mit Schnitzereien. Nur zwei Arten Verzierungen haben sie: das Hineinweben farbiger Streifen und Gebilde in die Gewänder und das Tätowieren auf Gesicht und Brust. Beide werden in bestimmter Weise nach hergebrachten Formen unverändert wiederholt.

Nicht viel fruchtbarer ist ihre Phantasie in religiösen Erdichtungen gewesen, wo phantasiebegabte Völker wie Griechen und Germanen in bunten Bildern sich Genüge getan haben. Die Atayalen kennen weder einen Gott noch Dämonen, sie verehren weder Himmel noch Sonne oder Erde. Über die Entstehung der Erde haben sie sich keine Vorstellung gemacht. Die ersten Menschen sind nach ihnen bei einem Erdbeben in den Bergen entstanden: ein Bruder und Schwester, die dann nach Tätowierung des Weibes die erste Ehe schlossen. Nach ihrer Vorstellung leben tüchtige

Leute nach dem Tode weiter und zwar erfolgreiche Schädeljäger wie geschickte Weberinnen, sodass bei ihnen Tüchtigkeit nicht nur männliche Eigenschaften umschließt, wie die römische *virtus*. Die Toten schreiten auf dem Regenbogen über das Meer nach dem „grossen Lande,“ wobei die Untüchtigen, also eigentlich die Nicht-Tätowierten, in das Meer fallen oder bei den Tarok von den Vorfahren hinuntergestossen werden. Die anderen leben nun mit den ihnen ins Grab gegebenen Geräten und Waffen zusammen mit den Vorfahren in der Weise, wie sie hier vorher gelebt haben. Diese ganze Erdichtung ist vielleicht als ein Erklärungsversuch des schwer verständlichen Vorganges entstanden, dass ein Mensch jetzt lebendig und dann tot ist. Jedenfalls sollen ihnen Vorstellungen von Lohn oder Strafe nach dem Tode für Handlungen während des Lebens fremd sein, obschon ihr Ausdruck „Vorfahrenzorn“ für Rechtsverletzung darauf hindeuten scheint. Ihre Moral wie ihre Rechtsbräuche haben keine überirdische Stütze, sondern werden als selbstverständlich geübt. Ein Stück Vorfahrenverehrung spielt in die Stammesfeiern hinein und ebenso in die Sippenfeiern, die wie jene, nur kleiner, als Ersatz für solche Sippenglieder gehalten werden, die der Stammesfeier nicht beiwohnen können. Zu diesen Feiern, die den Stamm einigend umschliessen, sind Mitglieder anderer Stämme nicht zugelassen, auch wenn sie z. B. vor der Heirat diesem Stamme angehört haben. Beim Hirsepflanzenfest stösst angeblich der Stammeshäuptling auf einem von Unkraut gereinigten Feld im Morgendämmern vier Bambuspfähle in die Erde, giesst Hirseweine und Hirsebrei in das Viereck und spricht in dessen Mitte: „Nach alten überkommenen Sitten und Bräuchen feiern wir heute, wie unsere Vorfahren in diesem Lande immer gefeiert haben. Wir danken unseren Vorfahren, dass wir und unsere Kinder gesund sind. Wir wünschen, dass die Hirse, die wir pflanzen, reiche Ernte bringt. Wir wünschen von unseren Vorfahren, dass sie uns gegen Krankheit schützen. Wir danken unseren Vorfahren von ganzem Herzen.“ Darauf spricht er zu den versammelten Stammesangehörigen: „es ist alles fertig“, und sie trinken nun gemeinsam den mitgebrachten Hirsewein. Die Erntefeier ist ganz entsprechend, nur dass statt des Wunsches für reiche Ernte ein Dank gesagt wird. Eine Vorstellung wie die Vorfahren die Gesundheit schützen oder ob sie für Erntesegen tätig gedacht werden, habe ich trotz Bemühung nicht ausfindig machen können. Ebenso habe ich nicht klarstellen können, ob auf dem Sylvia, der nach japanischer



Ansicht den Atayalen als heilig gilt, besondere Feiern Kulthandlungen gehalten werden; die Atayalen sagen darüber und Fremde sind noch nicht dorthin gedrungen. I geringe Betätigung ihrer Phantasie hat die günstige Wirk dass ihnen Aberglauben, Gespensterfurcht oder ähnliche Erz nisse schweifenden, vom Verstand nicht gezügelten Phantasiespi fast unbekannt sind, in deren allmählichen Zurückdrängung B den Fortschritt der Zivilisation sieht. Die Sippenalte, hamange tätowiert, reicht bei Krankheiten Tränke und sagt, indem si ein mit den Knien gehaltenes Bambusbrettchen Hollundern stücke fallen lässt, aus der Zahl der hinunter fallenden St wahr, ob der Kranke genesen oder die Frau ein Kind h wird. Ferner gilt ein Rabe, der sich auf einer Hütte niederl als Unglücksbringer, was er weder bei Chinesen noch Japa sein soll. Von anderem Aberglauben oder gar Zauberei ihre Phantasie nichts hervorgebracht. Auch das nachschaffl Vorstellungsvermögen der Atayalen ist schwach. Versucht ihnen durch den Dolmetscher etwas zu erzählen, was sie r gesehen haben, so begegnet man völliger Verständnislosig auch wenn sie nur ihnen bekannte Teile zu neuen Bildern zu menzusetzen haben. Sogar von der Macht der Japaner, die il durch mörderische Kämpfe handgreiflich zum Bewusstsein gek men sein sollte, haben sie keine Vorstellung. Um ihnen e beizubringen und sie dadurch von Angriffen abzuschrecken, h die Japaner zu dem geschickt gewählten Mittel gegriffen, Staatskosten jährlich einige angesehene Atayalen nach T hinüber zu bringen die dort aus eigenem Sehen ein Bild der Macht und den Mitteln Japans gewinnen, und ihren St mesgenossen übermitteln sollen. Ziehen wir die Summe aus Einzelheiten, so fehlt Phantasiekraft, die in freiem Spielen W und Mittel zu Änderungen am Bestehenden und zu Fortschri entwirft, den Atayalen nicht völlig. Aber sie hat sich nur wenigen Feldern betätigt und hier nicht sehr fruchtbar erwie Auch wo sie am meisten sich ergangen hat, in Liederdicht und in religiöser Erdichtung ist sie zu eigentlich gröss Erzeugnissen nicht gelangt. Im Tanzen, Verzieren von Gewänc und Tätowieren ist sie in fest gewordenen Formen erstarrt, es ihr an Beweglichkeit und eignem Trieb, an Druck von au und an neuen Stoffen für ihr Veränderungsspiel gefehlt hat.

Wenn man moderne Völker mit stark geheizten Dampfkes verglichen hat, die unter hohem Druck arbeiten, so würden

Atayalen etwa ein Gefäss mit lauem Wasser auf schwachem Feuer und ohne innere Spannung darstellen. Treffender wäre das Bild eines Weihers, der bei schwachem Zufluss kaum Wasserdruck genug hat, um seine alte Mühle zu treiben, und dessen Wasserstand seit anderthalb Jahrzehnten zurückgeht. Die Atayalen werden jetzt auf 30 000 Menschen geschätzt und sollen rund 7700 qkm innehaben, sodass jeder  $\frac{1}{4}$  qkm für sich hat. Bei Übernahme Formosas durch die Japaner sollte es noch 40 000 bis 50 000 Atayalen gewesen sein. Sie haben also seither um ein Drittel, einige Stämme sogar angeblich um die Hälfte oder mehr abgenommen, sodass sich einzelne Stämme mit Nachbarstämmen verschmolzen haben. Dieser starke Volksrückgang ist durch die zahl- und verlustreichen Kämpfe gegen die Japaner verursacht. Fast Jahr für Jahr haben die Japaner bald gegen diesen bald gegen jenen Atayalenstamm gefochten, sodass sie drei Viertel ihrer Kämpfe mit formosanischen Völkern gegen diese „wilden Wilden“ geführt haben, darunter einige trotz der überlegenen Waffentechnik der japanischen Truppen erfolglos. Im letzten Kampf gegen die Schimptonoff sind auf japanischer Seite 272 Mann gefallen; für die andere Seite wird der Verlust auf das drei- bis fünffache geschätzt; denn er umfasst hier ausser den getöteten Männern noch die verhungerten Weiber und Kinder, weil die Japaner, um die „Wilden“ zahm zu kriegen, alle erreichbaren Hütten nebst Jahresvorräten sowie alle Feldfrüchte niederbrennen.

Erklärt sich hieraus die grosse Volksabnahme der letzten 18 Jahre zur Genüge, die über die Gebietsabnahme hinausgegangen ist, so können die Atayalen eine Volkszunahme auch früher nicht oder nur in engen Grenzen gehabt haben. Ihre Art der Nahrungsgewinnung und des Landbesitzes, wie ich sie in diesen Mitteilungen Band XV, Teil C. dargelegt habe, ist nur haltbar, solange die Bevölkerung nicht wächst. Jede Familie bepflanzt etwa 60 bis 70 ar und hat 20 bis 30 ar in der Urbarungsarbeit, benutzt also insgesamt 80 bis 100 ar. Dasselbe Feld wird frühestens nach 7 Jahren wieder bepflanzt. Für jede Familie sind also 6,4 bis 8,0 ha nötig. Eine Sippe braucht demnach für ihre 12 bis 15 Familien insgesamt 76,8 bis 120 ha also im Durchschnitt 100 ha bepflanzbaren Landes. Da ihr nun an solchem Lande durchschnittlich 100 bis 130 ha gehören, so reicht es völlig zu, auch wenn die Familien dasselbe Feld erst nach 10 statt nach 7 Jahren wiederbepflanzen. Sobald aber durch Volks-

zunahme die Zahl der Sippenfamilien nur um 4 bis 5 ste würde bereits das äusserste Mass erreicht sein, das mit dieser Wirtschaftsweise noch verträglich ist. Wächst die Bevölkerung weiter an, also nur etwas stärker als um 1/3, so würden die Ersäugung des Bodens, Abnahme der Erträge und Hunger die Familien sein und diese Stämme durch die Not gezwungen werden einer anderen Wirtschaftsart überzugehen, die mehr Menschen ernähren vermag. Nicht darin liegt die Schwierigkeit der Sozialordnung, dass, wie Rousseau annimmt, jemand ein Stück Land umzäunt und erklärt: dies ist mein. Solange nur Land genug da ist für alle zugleich Lebenden und später zuwachsenden Menschen, entstehen hieraus keine Schwierigkeiten. Sie beginnen erst, wenn für die später Kommenden kein Raum mehr frei und ihnen gegenüber das prior tempore zum potior jure widersteht. Aber solche wirtschaftliche und soziale Schwierigkeiten sind den Atayalen nie eingetreten. Bei ihrer hergebrachten Agrarwirtschaft, um diesen knappen Ausdruck anzuwenden, haben sie alle Familien genügend Pflanzland und entsprechenden Anteil Jagdgründen gefunden. Sie haben dies nur finden können, weil ihre Zahl aus bestimmten Ursachen sich stets etwa gleich geblieben ist.

Dies Gleichbleiben entstammt nicht mangelnder Fruchtbarkeit. Die Atayalenehen, die bei Kinderlosigkeit immer gelöst werden, erzeugen Nachwuchs genug. Aber trotz ausschliesslicher Ernährung der Kinder für zwei und mehr Jahre ist die Sterblichkeit unter ihnen so gross, dass man ihnen erst nach zwei Jahren überhaupt einen Namen giebt, weil es sich vorher oft der Mühe nicht verlohnt. Ob die lange Säugezeit die Kinderzahl einschränkt, scheint mir nach japanischen Erfahrungen zweifelhaft. Die gebrechliche oder kranke Kinder getötet werden und Alte schwache oder Schwerkranke sich selbst töten, ermässigt die Volkszahl, wenn es auch den Stamm kräftigt. Krankheiten sind unter den Atayalen bei dem feuchtheissen Klima angeblich nicht selten und sollen oft zum Tode führen, zumal die Kräutertränke der hamangoppu wohl mehr ihr als dem Kranken zum Nutzen gereichen. An Schlangenbissen sollen namentlich viele Kinder zu Grunde gehen. Missernten, die von Zeit zu Zeit, wenn auch selten, eintreten, haben Hungersnot mit grossem Sterben zur Folge, da es an Vorräten fehlt. Ferner ist die Schädeljagd ein so wirksames Mittel zur Niederhaltung der Volkszunahme, dass es ein neuer Malthus den drei checks zugesellen könnte. Soll-

doch nach Schätzung der Japaner bei den Grenzstämmen allein jährlich an 200 bis 300 Atayalenschädel dieser Übung zum Opfer fallen. Endlich sind die ständigen Plänkeleien mit anderen formosanischen Völkerschaften und anderen Atayalensämmen zu veranschlagen, die einzeln wenig Menschen kosten, bei ihrer Unaufhörlichkeit aber doch in die Summen laufen. Infolge dieser menschenzehrenden Ursachen kann die Atayalenzahl trotz Fruchtbarkeit der Ehen nicht zunehmen und hat nie zunehmen können. Daher hat das seit alters vorhandene Schmuckgeld in erinnerlicher Zeit nicht vermehrt werden brauchen, sondern genügt jetzt wie früher zur Abwicklung der Geschäfte in dem gleich grossen Bevölkerungskreise. Daher hat auch ihre überkommene Wirtschaftsweise zugereicht, die wie jede Wirtschaftsverfassung nach dem List'schen Gesetz nur eine bestimmte Bevölkerungsmenge fassen kann. Bei Zunahme der Bevölkerung hätte sie als zu eng gesprengt und zu anderen Wirtschaftsformen weitergebildet werden müssen. Solche Not der Bevölkerung um neue reichlichere Nahrung, wovon wir Deutschen ein Lied zu singen haben, ist den Atayalen erspart geblieben. Sie haben nach ihrer Altväter Weise unverändert dahinleben können, wohl durch lange Jahrhunderte. Ihnen hat damit aber alle diese Zeiten hindurch der innere Volksdruck gefehlt, der bei Strafe völkischer Verelendung ihre Phantasie beflügelt und ihre Verstandeskräfte gespornt hätte, diese Schwierigkeiten zu bewältigen und damit wirtschaftliches Aufsteigen und kulturelles Fortschreiten zu erringen.

Eine entwickelte Kultur umschliesst viele verschiedenartige Bedürfnisse, die gleichzeitig nach Befriedigung streben, und zahlreiche gegensätzliche Beziehungen, die einander nicht in Ruhe lassen; sie kommt daher wie das ruhelose Meer nie zum Stillstand, wenn auch nicht grade immer hohe Flut geht. Dem Weiber einer kleinen Kultur, um dies Bild noch einmal anzuwenden, fehlt dies unruhige Hin- und Herfluten und das gegensätzliche Kräftespiel, sodass er leicht in spiegelglatte Ruhe gerät. Verfällt so jede Kultur mit langsamer Bewegung gern in Stillstand, so enthält die Atayalenkultur noch einige besondere Züge, die das Stehenbleiben begünstigen und das Vorankommen erschweren. Wirtschaftlich erzeugt jede Atayalenfamilie alles, aber nur grade das, was sie bedarf. Vorräte sammelt niemand, trotzdem Missernten Sterben und Not bringen. Mit den Vorräten fehlt aber, so lächerlich dies klingen mag, die wirtschaftliche Voraussetzung zu Fortschritten. Wenn eine Atayalenfamilie auf

den Gedanken käme, Töpfe aus Ton zu formen und zu brennen, so würde sie während der monate- oder jahrelangen Versuche an Mangel an Vorräten verhungern oder aber sie hätte für diese Versuche vor der Tagesarbeit zur Nahrungsgewinnung keine Zeit und das Töpfern bliebe ein müßiges Gedankenspiel. Bötcher lebte jahrelang von Mitteln August des Starken, ehe ihr das Porzellanmachen gelang. Alles Höhere ist an wirtschaftlichen Grundlagen gebunden, und kann ohne diese nicht erstehen. Da alle Atayalenfamilien dasselbe tun, fehlt die Verschiedenheit der Beschäftigungen, welche die Arbeit erleichtert und ergiebig macht, und durch diese Wirkungen, wie durch die Mannigfaltigkeit selbst regeres Leben und Fortschritt erzeugt. Dadurch fehlt ihrem Wirtschaftsleben weiter das gewaltige Schwungrad der Konkurrenz, das kein Stillstehen duldet, sondern überall zu äusserster Anspannung der Kräfte und zum Fortschritt treibt und im Verein mit der Verschiedenheit der Berufstätigkeiten wirbelndes vorwärtsdrängendes Streben hervorruft. Wenn in einer bewegten Kultur auf einem Teilgebiet ein Schritt voran getan wird, ist man auf anderen Gebieten sofort hinterher, um davon Nutzen zu ziehen, wie dies bei der Elektrizität in den letzten Jahrzehnten geschehen ist. Bei der still ruhenden Atayalenkultur gibt es solch Nutzbarmachen für andere Zwecke nicht. Die Kunst, aus Holz durch Rattanbänder Brücken zu fertigen ist allein für die geringen militärischen Zwecke gebraucht worden. Die Feuerbeherrschung hat noch heute keinen Atayalen zu den Versuchen gelockt, Metall aus Erzen zu schmelzen oder Ton zu brennen.

Aus ihrem Rechtsleben, das nur den Kauf aber keine der übrigen Vertragsmöglichkeiten mit ihrer grossen wirtschaftlichen Tragweite kennt, erweist sich neben der als Beweismittel üblicher Schädeljagd der Mangel des Vererbens als besonders fortschritts-hinderlich. Da jedem seine Habe ins Grab folgt, gebricht es an einem ständig wachsenden Stock von Waffen, Werkzeugen und Geräten. Jeder muss wieder von vorn anfangen und sich seinen Bedarf hieran selbst herstellen. Er muss alle Mühe aufwenden, um nur die Stufe seiner Väter zu erklimmen und kann an weiteres Steigen nicht denken. Wenn beispielsweise ein Atayale am Webgerät eine Verbesserung angebracht hat, so geht sie mit seinem Tode wieder verloren; es können Jahrzehnte vergehen, ehe ein anderer auf denselben Gedanken verfällt, der mit seinem Tode von neuem untergeht. So lebt jedes Geschlecht

für sich und zieht wenig Nutzen von der Tätigkeit des vorhergegangenen. Das gilt noch mehr von geistigen Kenntnissen, weil ihnen zu deren Sicherung und Überlieferung die Schrift mangelt. Wo stände unsere Kultur, wenn alles, was unsere Grossen erarbeitet haben, mit ihnen ins Grab gesunken wäre? Die mündliche Überlieferung ist bei den Atayalen zwar verhältnismässig sicher, aber auf Familienmitteilung beschränkt, und durch den Mangel an alten erfahrenen Leuten beeinträchtigt, der durch Krankheit oder Selbsttötung verursacht ist. Die Atayalen besitzen keine Einrichtung, die ähnlich unserer Schule die Errungenschaften früherer Geschlechter dem heranwachsenden in möglichst fasslicher und gekläarter Form vermittelte. Das hat freilich für die Atayalenkinder die angenehme Folge, nicht mit unnötigem Wissenskram in überlanger Schulzeit behelligt zu werden. Es hat leider aber für die Kulturentwicklung die verderbliche Folge, dass es keinen noch so kleinen Stamm überlieferten Wissens gibt und dass alles Geistige für seinen Fortbestand der Laune des Zufalls preisgegeben ist.

Solche Gesamtheitseinrichtung würden die Atayalen, auch wenn sie ein Bedürfnis danach empfänden, gar nicht schaffen können, weil ihre Kunst zu organisieren für diese Aufgabe nicht zureichen würde. Ein Zusammenarbeiten von Familienangehörigen mit hausfremden Arbeitskräften haben sie in keiner Form zu Stande gebracht. Daher liegen alle grösseren Leistungen, die wie Bewässerungen, Wegebau, ein Zusammenwirken vieler erfordern, jenseits ihrer Reichweite. Geradezu bedenklich für den Fortbestand ihrer Stämme und ihrer Kultur ist gegenwärtig ihre Unfähigkeit, die verschiedenen Stämme zu einem übergreifenden Gebilde für bestimmte politische Aufgaben zusammenzufügen, also zu etwas Staat-Ähnlichem fortzuschreiten. Die Erkenntnis, wie bitter not ihnen solche Zusammenfassung tut, ist einzelnen Stammeshäuptlingen aufgegangen. Aber ein Hermann, der diese Erkenntnis allen Schwierigkeiten zum Trotz verwirklichte und wenigstens die meisten Stämme zu geschlossenem Zusammenstehen und gemeinschaftlichem tatkräftigem Handeln fortrisse, ist ihnen nicht erstanden. Aus allen diesen Umständen gebricht es der Kultur der Atayalen an Kraft zum Wachsen aus eigenem Antriebe. Es fehlt ihr an den wirtschaftlichen, rechtlichen, geistigen und sozialen Grundformen und Verbindungen, um die Miteinanderlebenden und die Nacheinanderlebenden aus einzelnen Blei- und Zinkplatten zu einer leistungsfähigen elektrischen Batterie

zu vereinigen, die in gegenseitiger Einwirkung einen ständigen Strom kulturellen Fortschrittes erzeugt.

Die äusseren Umstände, unter denen die Atayalen leben, sind freilich nicht dazu angetan, solche Verbindung zu fördern oder nur zu erleichtern. Das feuchtheisse Klima setzt die Bedürfnisse für Wohnung und Kleidung auf ein Mass hinunter, das in kälteren Ländern unmöglich ist. Wird schon damit die zur Befriedigung nötige Arbeit sehr ermässigt, so hat sie die Natur mit ihrer verschwenderischen Fruchtbarkeit noch erheblich erleichtert. Bambus für den Hüttenbau und Ramigras zum eben wächst überall reichlich, während Holz, Lehm und Steine mühsam gewonnen, und Haif oder Wolle mit Arbeit schafft sein wollen. Wie den Atayalen frisches Wasser überall fliesst, sodass sie Brunnengraben nicht zu erfinden brauchten, leben sie auch sonst überwiegend von der Güte der Natur, die ihnen ohne sonderliche Bemühung alles Nötige gewährt und gestrengtes Ringen zur Fristung des Lebens immer erspart hat. Mit der Not des Lebens hat sie ihnen aber auch die Notwendigkeit ferngehalten, entsprechende Kräfte zu entwickeln, die dann ihr Lebensspiel erweitert und zu höherer Stufe gehoben hätten. Weil sie bei der üppigen Fruchtbarkeit zur Not auch ohne Vorräte auskommen, kennen sie weder Kapital, noch haben sie Sparsinn oder vorsorgliches Denken für die Zukunft entwickelt, sondern leben, körperlich wie geistig, von der Hand in den Mund. Weil sie bei ihrem Klima warme Speisen entbehren können, haben sie keine Töpfe nötig und daher nie Ton zu schneidern gelernt. Weil sie Wechsel zwischen Kälte und Wärme kaum haben, besitzen sie nur Schmuckgewänder und ermangeln jedes Ansatzes zu den wirtschaftlichen Tätigkeiten, die zur Befriedigung dieses Bedürfnisses bei den führenden Völkern heute in der Textil- und Bekleidungsindustrie ein Sechstel der Arbeiter beschäftigen. Mit diesen Witterungsunterschieden entbehren sie aber auch der erfrischenden und für geistige Tätigkeit sehr dienlichen Anregungen, ihre gleichmässige heisse feuchte Luft, die bleischwer auf Kopf und Gliedern lastet, lähmt geistige Energie. Die beschauliche Ruhe des Buddhismus ist in heissen Ländern entstanden und zählt dort ihre Anhänger.

Die Atayalen leben auf einer Insel und sind doch kein seefahrendes Volk. An der Ostküste Formosas, wo sie an das Meeresgestade hinab wohnen, ist infolge eigentümlich starken Seeganges die Schifffahrt auch für moderne Küstendampfer so

schwierig, dass nach meiner eigenen Erfahrung das Ausbooten selbst bei günstigem Wetter mit einer Taufe verbunden ist. Bei ungünstigem Wetter ist es aber unmöglich, vom Boot in das Schiff zu kommen oder umgekehrt, sodass vor zwei Jahren eine Anzahl hoher und höchster japanischer Beamten vor Karenkonverrichteter Sache wieder umkehren musste. Für die Atayalen, die mit ihren wenigen Geräten nur einfachste Fahrzeuge, wie Einbäume oder Flösse herstellen könnten, ist hier keine Schifffahrt möglich, im Unterschied von den ihnen sonst angeblich nahestehenden Bewohnern der Botelinseln. Ob die Atayalen an der Westküste, wo die Seefahrt leichter ist, je bis an das Meer gesessen haben, ist mir nicht wahrscheinlich. In ihrer Überlieferung wissen sie von ihren Bergen und auch von der vorgelagerten Ebene, aber das Meer kennen sie nicht. Sie hätten auch die sumpfigen Ebenen am Meere, die heute unter chinesischen Händen üppig mit Reis bestanden sind, nicht zu bepflanzen vermocht, wie sie auch jetzt solche besonders fruchtbaren, aber viel Arbeit erfordernden Stellen in ihrem Gebiete nicht benutzen. Wären sie je zur See gefahren, so müssten ihnen einige Sternbilder geläufig sein, während sie weder Stern noch Himmelsrichtung kennen. Ich vermute daher, dass sie niemals an schiffbarem Meere sasssen. Was es aber für die Kulturentfaltung eines Volkes bedeutet, ob es auf dem Meere fährt und damit nicht nur Fischerei und Schifffahrt als wichtige Berufsgruppen, sondern auch Wagemut, Tatenlust und Phantasie ausbildet, zeigt das über die Jahrtausende leuchtende Bild Athens. Obschon Inselbewohner, haben die Atayalen solche geistige Befruchtung durch die Seefahrt nie erfahren, während sie unter den Nachteilen der Abgeschlossenheit mehr gelitten haben, als ihre geografische Lage bedingte.

Als Inselbewohner sind sie freilich von dem Schicksal verschont geblieben, durch eine fremde Kultur überrannt und vernichtet zu werden. Der Süden Ostasiens birgt manche Grabstätte erschlagener Kulturen; die prächtigen Tempelbauten bei Djokja auf Java oder die gewaltigen Baureste der Khmerhauptstadt bei Pnom-Penh oberhalb Saigon, die der Urwald mit seinem Schleier einhüllt, sind mächtige Leichensteine bedeutender Kulturen, die von fremden Eroberern in den Grund vertilgt sind. Auf Formosa haben Angehörige weisser Völker nur vorübergehend und in geringer Zahl gesessen. Die Spanier mussten nach kurzer Zeit den Holländern weichen, die dann selbst unter ungeschickter Verwaltung durch unpolitische Juristen dem chinesischen

Wickinger Koxinga (Koku-senya) das Feld räumen mussten. Seit jenen Tagen haben es die Atayalen bis zur Abtretung Formosas an Japan nur mit Chinesen zu tun gehabt, die sie auch weidlich hassen. Die Chinesen haben die Atayalen aus dem hügeligen Gelände in die Berge zurückgedrängt, aber nicht durch einige grosse Feldzüge mit mörderischen Schlachten, sondern nach chinesischer Art in kaum merkbarem, schrittweisen Vorrücken, unaufhaltsam durch die Jahrhunderte hin. Dieses langsame in jedem einzelnen Zeitpunkt wenig fühlbare Vorrücken der chinesischen Bauern hat für die Atayalen ausser dem Verlust zwei sehr missliche Folgen gezeitigt. Sie sind in dem langen Ringen niemals vor einen entscheidenden Kampf gestellt worden, wo für sie grosses oder alles auf dem Spiele gelegen hätte, wo sie ihr bestes hätten einsetzen müssen und sich über sich selbst und ihr gewöhnliches Treiben hinausgerissen wären, wie in Gegenwirkung gegen die napoleonische Überdrückungssucht einst bei uns besondere Kräfte entbunden sind. In diesem langsamen Zurückweichen ist niemals ein Geschlecht abweichende oder beengtere Lebens- und Verhältnisse erdrängt worden, wo sie hätten mit der Natur ringen oder sich noch veränderten Wirtschaftsformen hätten zuwenden müssen. Vielmehr haben, wie bei dem Klima und der geografischen Lage, alle Umstände dahin gewirkt, von den Atayalen besondere Anstrengungen und Anstrengungen fern zu halten, sodass weder der heulende Hauch des Meerwindes noch kriegerischer oder wilder Schwung je in ihr still und gleichmässig dahinrieselndes Leben hineingefahren ist.

Die Atayalen haben so ungehindert und ungebrochen durch alle Eingriffe ihre eigene kleine Kultur aufbauen können. In solcher ungestörten Entfaltung sieht Buckle den einzigartigen Vorzug der englischen Entwicklung seit der dänischen Herrschaft und hat sie daher für seine Zivilisationsgeschichte als Muster erwählt. Aber die englische Zivilisation hat, wie grade auch aus Buckle's Geschichtswerk erhellt, niemals die Berührung mit fremden Völkern abgelehnt, sondern hat in lebhaftem Verkehr mit allen Völkern des Erdballs gestanden, wo sie nicht nur Waren, sondern auch Gedanken und geistige Fortschritte eingetauscht hat, um die dann bei sich weiter zu verarbeiten. Die Atayalen haben umgekehrt mit merkwürdiger Beharrlichkeit sich von jeder Berührung mit fremdem Volkstum ferngehalten und sich allen fremden Einflüssen nach Möglichkeit verschlossen.

Von den formosanischen Völkerschaften, die ihrer Überlieferung nach später als sie auf Formosa erschienen sind, haben sie nichts übernommen, weder Bethelkauen, noch Junggesellen-Schlafhäuser, noch Sachgeld, noch Waffen. Wie wenig sie sich von chinesischer Kultur angeeignet haben, in der andere Völker aufgegangen sind, haben wir zu Anfang dieser Untersuchung bereits erwähnt. Neuerdings haben sie dazu noch Hund, Schwein, Huhn übernommen und einige Grenzfamilien sind dabei, die Reiskultur nachzumachen, aber ohne Stier, ohne Hakenpflug, ohne Düngung und ohne Bewässerung. Japanischer Einfluss hat in zwei Jahrzehnten den Grenzstämmen Streichhölzer und Sake, bunte Tücher, Glasperlen und Metallspangen gebracht, an ihrer Lebensweise aber nichts geändert. Geistig haben sie sich noch mehr zurückgehalten und anscheinend überhaupt nichts von ihren Nachbarn angenommen, keinen Zahlbegriff, kein Zeitmass, kein Sternbild, keine Kunstfertigkeit, keine religiöse Vorstellung. Die Ursache dieser Zurückhaltung liegt in den Atayalen selbst. Zwar pflegen andere formosanische Völkerschaften mit ihnen keinen Verkehr, aber weil ihn die Atayalen ablehnen oder allzueinseitig auf die Schädeljagd beschränken. Dieser Gewohnheit halber haben einst die Chinesen ihre Wachtkette gegen sie eingerichtet, um ihre reisbauenden Landsleute zu schützen, wie sie in ihrem Heimatlande die grosse Mauer gegen die mongolischen Reiterscharen aufgeführt haben. Die Japaner haben dann hieraus die scharfe Waffe der Aiyulinie gemacht, sodass nun die Atayalen, von den meisten Seiten sozusagen eingegattert, für sich leben müssen und von der Berührung mit Fremdem abgesperrt sind. Diese kostspielige künstliche Schranke erschwert die Schädeljagd, ist aber sonst nur die äusserliche Markierung einer ohnehin stets von den Atayalen geübten Fernhaltung. Die inneren Gründe dieses Verhaltens habe ich nicht aufzuhellen vermocht. Vielleicht liegt übertriebener Rassenstolz, um nicht zu sagen Rassenhochmut zu Grunde, wie einige Japaner meinen, sodass dann ihr Kulturstillstand teilweise das Opfer eines überspannten Chauvinismus wäre. Hineinspielt auch eine gewisse ängstliche Scheu, wie denn die Atayalen in Gegenwart Volksfremder ihre Stimme zum Flüstern dämpfen und trotz aller Neugierde immer eine vorsichtige Zurückhaltung bekunden. Aber bleiben auch seine Quellen im Dunkeln, das ablehnende Verhalten selbst liegt am Tage.

Welche Wirkung solche dauernd betätigte Abschliessung, und im Gegensatz dazu der offene Verkehr mit fremden Kulturen

hat, ist auch dem erfindlich, der in Kalliopes schwer verständlichen Tafeln wenig Bescheid weiss. Die Griechen, oder genauer die Ionischen Griechen sind eins der geistig regsamsten Völker gewesen, und welchen ausgiebigen Verkehr haben sie gepflegt mit den kleinasiatischen und nordafrikanischen Sitten alter Kulturen und weiter bis zu den irgend erreichbaren Barbaren hin! Als der Halbmond über Byzanz hochging; stoben die Gelehrten mit den Trümmern der antiken Kultur in alle europäischen Länder und wirkten dort wie ein chemisches Reagens, das die gärende Kultur der Renaissance erzeugte. Seither haben die mittel- und westeuropäischen Völker in ständigem Verkehr und Gedankenaustausch gestanden, sodass keine Wissenschaft, keine Kunst und kein wichtiges Gebiet kultureller Entwicklung zu nennen ist, dessen Schöpfer und Förderer sich nicht auf mehrere Völker verteilen. Im Osten hat Japan stillgestanden, solange die Schogune aus Gegenwirkung gegen christliche Umtriebe ihr Land vor allen europäischen Einflüssen absperren. Seitdem dann das Land der aufgehenden Sonne mit dem Sturz des Schogunates sich nicht nur der westlichen Kultur öffnete, sondern sie mit allen Mitteln so schnell als irgend erreichbar anzueignen suchte, hat die bekannte jähe Entwicklung eingesetzt. In der chinesischen Geschichte mit ihrem bunten Wechsel von Fortschritt und Stillstand, von grossem Glanz und innerer Verderbnis bilden jene Zeiten Höhepunkte der Entwicklung, in denen die chinesische Kultur mit der westlichen in selbstgesuchte Berührung trat: unter der Handynastie mit der griechisch-römischen Kultur, unter der Tangdynastie mit der arabischen Kultur, unter den Mongolenkaisern mit der europäischen mittelalterlichen Kultur. Ein kleiner Kulturkreis, dessen innere Kräfte für selbige Fortschreiten nicht zureichen, kann solchen Anstosses von fremden Kulturen erst recht nicht entraten, wenn er nicht in Erstarrung verfallen soll. Die Atayalen hätten von ihren Nachbarn andere Lebensverhältnisse und Wirtschaftsweise, neue Berufsarten, andere Vertragsformen und Organisationsgebilde bis zum Staat hinauf übernehmen können und würden dann anders dastehen. Sie hätten ihre Verstandesfähigkeiten durch fremde Denkart, neue Wissensbestandteile und Auffindungen erweitern, wie ihre Phantasie durch Bekanntschaft mit fremden Formen und Stoffen bereichern und befruchten können. Sie wären dann wohl auch zu eigenen Leistungen im Stande gewesen. Und wenn ihnen Auffinden nicht gelungen wäre, so hätten sie Ergebnisse fremder Kultur

nachahmen können, wie denn auch sonst das Nachahmen von Erfindungen, selbst unter Verletzung von Patent- Marken- und Musterschutz, das allgemein bekannte Zeichen und der übliche Behelf für fehlende Erfindungsoriginalität eines Volkes ist. Bei den Atayalen finden sich keinerlei Nachahmungen—bis auf die europäische Kappe, die sie verkehrt aufsetzen. Sie haben stets sorgsam die befruchtenden Wasser fremder Kulturen von ihrem ärmlich bestandenen und aus Wassermangel verdorrtem Kulturfeld ferngehalten.

Die Frage, aus welcher Ursache Kulturen untergegangen sind, ist öfter, untersucht und verschieden beantwortet worden: klimatische Verschiebungen, Vernichtung durch fremde Eroberer, wirtschaftliche Umgestaltungen, Bodenerschöpfung, Rassenentartung, Sittenverfall, u. a. m. Ob man schon untersucht hat, warum eine lebendige Kultur Jahrhunderte lang stillgestanden hat, weiss ich nicht. Immerhin ist es nicht ergebnislos gewesen, wenn wir dieser Frage für die enge und wenig entwickelte, daher aber übersichtliche Kultur der Atayalen nachgegangen sind bis auf den Grund, oder richtiger bis auf die Gründe. Sie lassen sich nun leicht zur Antwort zusammenbinden. Die Atayalen sind ein körperlich kräftiger, zum Kulturträger geeigneter Stamm mit gesunden Lebensgewohnheiten. Sie verfügen über ausreichende moralische Eigenschaften für Kulturfortschritte, wenn es auch an Mut etwas gebricht. Die Verstandesfähigkeiten sind bei ihren Führern zur Genüge entwickelt, um urteilen, prüfen und schliessen zu können. Ihre Phantasiekraft ist etwas lahm und wenig geübt. Alles in allem wären sie wohl befähigt gewesen, aus eigenem Trieb und Kraft ihre Kultur höher und weiter zu bauen, wenn nicht grade in dieser manche hemmende Züge eingeschlossen wären, und wenn die äusseren Umstände, unter denen sie leben, das Fortschreiten erleichtert, statt erschwert hätten. Dazu hat den Atayalen nun infolge mangelnder Volkszunahme stets der innere Volksdruck gefehlt, der ihre Geistesfähigkeiten zur Überwindung dieser verschiedenen Fortschrittshemmungen angespornt und Bewegung in ihr Stilleben gebracht hätte. Die andere Möglichkeit durch einen Anstoss von aussen in ihre erstarrende Kultur Leben und ihre Geisteskräfte in Tätigkeit zu bringen, haben sie sich durch ihre beharrliche Absperrung gegen fremde Kultureinflüsse selbst verschlossen. Das Erstarren und jahrhundertelange Beharren der Atayalenkultur auf demselben Stande ist so durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen entstanden, wie denn

in unserer reichhaltigen Welt stets mannigfache Ursachen einander kreuzend oder fördernd am Werke sind. Ob die Atayalenkultur jetzt, wo sie gegen ihren Willen fremdem Kultureinfluss unterworfen wird, noch Fähigkeit und Kraft genug aufbringen kann, um neues aufzunehmen und zu verarbeiten, ist mir unwahrscheinlich. Dieser Anstoss kommt zu spät und besonders zu gewaltsam. Aller Voraussicht nach wird nicht ohne eigene Schuld der Atayalen ihre Kultur dahinschwinden, mögen auch einzelne oder viele ihrer Träger erhalten bleiben und in der japanischen Kultur aufgehen.

Aus diesem Ergebnis für das Schicksal anderer Kulturen Schlüsse zu ziehen, wäre ein lockendes Unterfangen, wenn es nicht gar zu unsicher und aussichtslos wäre, mit so kleinem Boot auf dies weite Meer hinauszusegeln. Die Herren Wissenschaftler werden es bereits übel vermerken, dass ein Verwaltungsbeamter mit diesem Versuch in ein fremdes Gebiet hineingepfuscht hat. Die übrigen Bezieher der Mitteilungen brauchen diese Studie ja nicht zu lesen oder werden es sonst in Erinnerung an eigene Seereisen wohl einem leidenschaftlichen Spaziergänger zu Gute halten, dass er auf langer Meerfahrt zum Zeitvertreib diesen kleinen Gedankenausflug unternommen hat.

# INHALT

DER

## MITTEILUNGEN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

FÜR

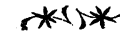
## NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS

IN

TOKYO

---

HERAUSGEGEBEN VOM VORSTANDE



FÜR EUROPA

IM ALLEINVERLAG VON BEHREND & Co.

Berlin W. 9, Linkstrasse 23/24

---

Zusendungen aller Art werden erbeten unter der Adresse:

18 Hirakawacho 5-chome, Kojimachi-ku

TOKYO, JAPAN

1927